

Pelikán, Oldřich

Das zeitmässige Milieu

In: Pelikán, Oldřich. *Vom antiken Realismus zur spätantiken Expressivität*. Vyd. 1. Praha: Státní pedagogické nakladatelství, 1965, pp. 13-17

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/119633>

Access Date: 28. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

II

DAS ZEITMÄSSIGE MILIEU

Im 2. Jh. u. Z., das wir als *goldenes Zeitalter* des römischen Reichs bezeichnen, hat auch der materielle Wohlstand des weltweiten Imperiums seinen Höhepunkt erreicht, an dem alle, freilich in erster Linie die um das Mittelmeer liegenden Provinzen, ihren Anteil hatten. Überall wuchsen neue Städte heran und Handel und Gewerbe erleben ihre Blütezeit. An einer Entwicklung des Staates war eine maximale Zahl von Menschen mittelbar oder unmittelbar interessiert. Das grosse einheitlich gut verwaltete Gebietsganze mit einem vorbildlichen Verkehrsnetz kam einer grossen Bevölkerungszahl zugute, die an seiner Erhaltung natürliches Interesse hatte. Der wirtschaftliche Aufstieg der Provinzen machte die Verluste des allmählich verfallenden Italiens wett, wo die Konkurrenz durch die Provinzen die Wirtschaft untergrub, vgl. z. B. die Übersiedlung Sigillata-Werkstätten nach Gallien, und wo auch der Eingriff seitens des Staates zur Rettung von Klein- und Mittelbauern erfolglos blieb. Der relative Wohlstand und der hohe Lebensstandard der Bevölkerung des Weltreichs, der von den jenseits der Grenzen lebenden Barbaren, deren Lebensniveau beträchtlich niedriger war, neidisch verfolgt wurde, wies jedoch bereits im 2. Jh. Schatten auf, die zwar noch unauffällig waren, aber bereits Merkmale einer Überschreitung des Entwicklungsgipfels mit dem Keim künftiger Krisen in sich trugen. In der Landwirtschaft war es das infolge Mangels an Sklaven und Niederganges freier Bauern erzwungene Kolonat. Bereits unter Hadrian machte sich Geldmangel bemerkbar. Man ist mit grossen Summen an Steuern im Rückstand und der Pachtzins wird von den Landwirten in Form von Naturalien entrichtet. Auch der steile Wirtschaftsaufschwung in der Provinz hat seine Schattenseiten. Beim Handwerk wächst zwar die Quantität, doch Qualität sinkt. Gleichzeitig ist ein jäher Rückgang der Arbeitsproduktivität zu bemerken, und dies nicht nur beim Handwerk, sondern auch in Landwirtschaft und Bergbau. Ziel des menschlichen Strebens ist, viel zu geniessen und wenig zu arbeiten. Ansonsten vermochten die mittleren Schichten, die das Rückgrat der antiken Sklavenhalterordnung bildeten, ihre Bedeutung im wesentlichen zu erhalten, wenn man das Reichsganze im Sinne hat, was eigentlich

notwendig ist. Die politischen Verhältnisse waren, abgesehen vom letzten Drittel des Jahrhunderts, günstig. Nach den grossen Eroberungen des Trajan erfuhr die römische Aussenpolitik einen Wandel und kehrte zu der defensiven Konzeption des scheidenden Augustus zurück. Seit Lebzeiten Hadrians bis zu Commodus mit Ausnahme der Regierung von Marc Aurel herrschte, bis auf geringere militärische Operationen, Ruhe an der Reichsgrenze. Hadrian, Kosmopolit und Filhellene, reiste viel, so dass er das ganze Weltreich aus eigener Erfahrung kennen lernte. Er widmete sich der Vervollkommnung der Reichsverwaltung sowie der weiteren Sicherung der Grenzen, in dem er einen Schutzwall erbaute. Sein Nachfolger Antoninus Pius (138—161) konnte aus der erfolgreichen Politik seiner beiden Vorgänger, die das Imperium von aussen und von innen gefestigt hatten, Nutzen ziehen. Gerechtigkeit und versöhnende Diplomatie genügte, das Reichsprestige sowohl im Osten als auch im Westen zu erhalten, vgl. die mit der Legende Rex Quadis datus versehenen Münzen. Umso mehr stehen die Schicksale des Staates unter Marc Aurel (161—180) im Widerspruch, wo man im Osten die Parther und an der mittleren Donau namentlich die Germanen und Sarmaten bekämpfen und eine Schwächung des Reichs durch eine Pestepidemie überwinden musste. Es war sein Schicksalsfehler, dass er bei der Bestimmung seines Nachfolgers den Grundsatz der Adoption des Fähigsten aufgab und am Ende seines Lebens seinen Sohn Commodus als Mitherrscher bestimmte. Dieser schloss noch im Todesjahr seines Vaters an der Donau mit den Barbaren Frieden. Er herrschte gleich Domitian absolutistisch und hielt sich selbst im Geiste der orientalischen Traditionen für einen Gott, einen „neuen Hercules“. Sein gewaltsamer Tod (er wurde im Jahre 192 von den Praetorianern erschlagen) und die darauffolgenden Kämpfe um den Thron bilden konventionell den Beginn einer krisenvollen Verfalls-Epoche, die zuletzt zum Dominat und der sog. Spätantike führte. Für das 2. Jh. u. Z., wo die billige Massenproduktion die Märkte beherrschte, ist die gewaltige Verbreitung der Zivilisation im ganzen Imperium typisch, aber ebenfalls die Tatsache, dass es keine tiefgehende Verbreitung war. Deutlich wirkt sich dies in der Literatur aus. Unter Hadrian, selbst ein künstlerischer Dilletant, wird viel gedichtet, es ist eine Zeit der Blüte der Schönrederei, aber alles ist flach. Die oberflächliche formale Gewandtheit vermag die Schwächen nicht zu verbergen. Das weist auf eine geistige Krise hin, welche insbesondere in der Religion hervortritt, in der sich lawinenartig orientalische mystische Kulte verbreiten, so jener der Isis, des Serapis, der Grossen Mutter, des Mithra, vgl. an der Donau das Entstehen des Kults des sog. Donaureiters.¹ Hiezu zählt auch das Christentum, welches immer mehr Anhänger gewinnt und sich auch bereits literarisch zuerst griechisch, dann lateinisch äussert. Die sorgfältige Verwaltung des Reiches war Ursache einer grossen Entfaltung der Rechtstheorie. Auf anderen Gebieten jedoch beginnt der Verfall. Die Fachwissenschaften sammeln die Resultate der Arbeit vergangener Generationen. Die Rhetorik verwandelt sich in schwulstige Schönrederei. Es gibt keine grossen

literarischen Erscheinungen. Das gilt auch für die besten Schriftsteller, den Biographen Suetonius, sowie den Sophisten und Romanschriftsteller Apuleius. Auch in der Literatur macht sich die Dezentralisierung bemerkbar. Kunstzentren entstehen auch in den Provinzen. Anders ist die Situation der bildenden Kunst, weil diese in den sich entfaltenden Städten benötigt wurde. Im ganzen Reiche wird viel gebaut; es entstehen kostspielige öffentliche Gebäude; auch die Plastik, insbesondere das Relief, steht in Blüte.

Mit den Antoninen endete das sog. goldene Zeitalter des römischen Reiches. Die folgenden etwa 100 Jahre, *vom Ende des 2. Jh. bis zum Ende des 3. Jh. u. Z.* sind eine Übergangszeit, in der auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit die Voraussetzungen zur Geburt der Spätantike entstanden, die im Grunde schon „mittelalterlichen“ Charakter trägt. Die Ursachen und Auswirkungen auf wirtschaftlichem, gesellschaftlichem, politischem und kulturellem Gebiet sind miteinander eng verbunden, durchdringen einander und bilden ein neues Milieu, in welchem sich Altes mit Neuem vermischt. Die Geschichtsschreiber pflegen diese Epoche in drei Abschnitte zu teilen: 1. Militärmonarchie, die Severer, von Septimius Severus bis Alexander Severus (193—235), 2. Militäranarchie, die Zeit des tiefsten Verfalls (235—270), 3. die illyrischen Kaiser, Festigung des Reiches, Erstehung des Dominats, von Aurelian bis zur Thronbesteigung Diocletians, bzw. bis zum Ende seiner Regierung (270—284, bzw. —305). Unter den Severern wurde mit der konstitutionellen Monarchie endgültig abgerechnet. Septimius Severus, der nordafrikanischer Herkunft ist und aus den Kämpfen um den Kaiserthron, die nach der Ermordung des Commodus zwischen den Kandidaten der einzelnen Armeen entbrannten, als Sieger hervorging, stützte sich völlig auf das Heer. Die Befehlshaber der Prätorianer, die Stellvertreter des Kaisers, erhielten auch Justizgewalt. Der Senat, der Hüter der alten Traditionen, verlor auch den letzten Rest seiner Macht. Die Armee rekrutierte sich aus Provinzbürgern, insbesondere aus Landbewohnern, denn die Städter mieden Militärdienst. Dadurch beschleunigte sich im 3. Jh. u. Z. die Provinzialisierung und Barbarisierung der herrschenden Schicht, denn die militärische Laufbahn führte auch zu den höchsten Ämtern im Staate und die Soldaten waren nur oberflächlich romanisiert, vgl. z. B. am kaiserlichen Thron Maximinus Thrax, Philippus Arabs. Aus diesem Grunde waren auch die führenden Schichten in ihren Interessen und ihrer Gesinnung zersplittert; viele von ihnen besaßen nicht mehr den alten Sinn für den Staat, das tiefe Verhältnis zum Imperium und seiner Einheit. Krisenerscheinungen in der Wirtschaft, wie Mangel an Sklaven, rasches Anwachsen des Kolonats, Sinken der Produktivität und Qualität der Arbeit, Mangel an Edelmetallen, vertieften sich durch ungünstige politische Verhältnisse. Unrentabile, verlustreiche Kriege² forderten erhöhte Ausgaben für das Heer. Die Rhein- und Donaugrenze wurde von den Germanen bedroht, im Osten war das kriegslustige neupersische Reich, welches mit den parthischen Herrschern auch die Reste des Hellenismus beseitigte.

Ausgaben für das Heer und den anwachsenden Beamtenapparat führten zur Erhöhung der Steuern. Unter den unruhigen Verhältnissen verfiel das Handwerk und der Handel, mit ihnen auch die Städte, die ihr landwirtschaftliches Hinterland verloren; die Steuerlast bedrückte am schwersten den Boden, die Landbevölkerung und die grossen Besitzer. Der Mangel an Geld und ständige Verschlechterung seiner Qualität, vgl. Entstehung des Antoninians, einer „silbernen“ Münze ohne Silber, des sog. weissen Kupfers usw., verursachten, dass die Naturalwirtschaft die Geldwirtschaft verdrängte. Der tiefste Verfall trat in den Jahrzehnten um die Mitte des 3. Jh. unter der sog. Militäranarchie ein. Das Heer setzte Kaiser ein und entfernte sie wieder nach einigen Monaten Regierungszeit. Die innere Schwäche nutzten die Feinde aus, die von allen Seiten Angriffe auf das Reich unternahmen. Kaiser Valerian (253—260) fiel in die Hände der Perser und starb in der Gefangenschaft! Unter seinem Sohn Gallienus (260—268) kam es sogar zu einem Zerfall des Imperiums. Die einzelnen Gebiete mussten sich in schweren Zeiten selbst verwalten und so bildete sich im Westen das gallische Kaiserreich (Gallien, Britannien, Hispanien) und im Osten das palmyrenische Reich mit der berühmten Königin Zenobia (Syrien, Ägypten, Kleinasien). Die Einheit des römischen Imperiums erneuerte der erste der illyrischen Kaiser, Aurelian (270—275), welcher deshalb auf den Münzen den Beinamen *restitutor orbis* trägt. Er schuf die despotische Monarchie des Dominats durch Einführung der Erbllichkeit in einigen wichtigen Berufen und dadurch, dass er sich selbst als höchste Sonnengottheit ausgab. Um die Grenzlinie am Niederlauf der Donau zu verkürzen, verzichtete er auf die Provinz Dazien, damit aber gleichzeitig auf die Goldbergwerke in Siebenbürgen, und umzog die Stadt Rom zum Schutze vor den Germanen, die bis nach Mittelitalien eingedrungen waren, mit einer gewaltigen Mauer (es vollendete sie erst sein Nachfolger Probus). Das charakterisiert am besten die Schwäche des „Hauptes der Welt“. Die Festigung des Reiches beendete durch eine einschneidende Reform Diokletian, der aus der vorhergehenden Entwicklung Konsequenzen zog. Das Prinzipat, im 3. Jh. tatsächlich nur eine Formalität, verwandelte sich in ein absolutistisches Dominat, in dem der Monarch, nach östlichem Vorbild *dominus et deus*, seine Untertanen mit Hilfe einer strafforganisierten Bürokratie, sowie eines starken Heeres an der Grenze und im Binnenland beherrscht. Um die Steuern auf gleicher Höhe zu halten, wurde die Einwohnerschaft an ihren Arbeitsplatz gefesselt. Die Hauptlast an Steuern ruhte auf den Schultern der Kolonen. Für die Mehrzahl der Bürger verwandelte sich der Staat im Verlaufe des 3. Jh. aus einem ehemaligen Beschützer und einer Stütze in ein hartes Joch. Durch die Wirren im 3. Jh. litten am meisten die Städte, das Rückgrat der antiken Sklavenhalterordnung und der antiken Zivilisation. Die Klassenunterschiede vergrösserten sich, die Verelendung der Mittelschichten sowohl in den Städten als auch auf dem Lande, nahm zu. Die Kolonen standen den Sklaven nahe. Die Masse der Landbevölkerung bildeten halbfreie Bauern,

viele von ihnen waren angesiedelte Barbaren. Das Verhältnis zum Staat war bei allen dasselbe — gleichgültig, ja negativ. Die ungünstige wirtschaftliche und politische Entwicklung äusserte sich in einem absoluten Sieg des Irrationalismus, dessen Anwachsen bereits im 2. Jh. bemerkbar war. Der unterdrückte Untertan sucht Trost und Gerechtigkeit in der überirdischen Welt und nach dem Tode. Die mystischen östlichen Kulte locken durch geheimnisvolle Zeremonien, Befreiung von Schuld und das Versprechen des Lebens im Jenseits, sowie der Belohnung in der Ewigkeit. Das Christentum war bereits so stark geworden, dass ihm nicht einmal grosse Verfolgungen wie die Decius' und Diokletians zu schaden vermochten. Bald, schon zu Beginn des 4. Jh. wurde ihm die Glaubensfreiheit zugestanden und es wurde sogar zum privilegierten Staatskult. Seine Lebensfähigkeit äussert sich auch auf dem Gebiet der Literatur. Während das heidnische Schrifttum unaufhaltsam, mit der geringen Ausnahme der Rechtstheorie in der ersten Hälfte des 3. Jh., dem Verfall entgegengeht, werden die christlichen Schriftsteller immer zahlreicher und man findet unter ihnen auch grosse Erscheinungen. Im Gegensatz dazu erstarrte die überwiegend heidnische, später auch christliche bildende Kunst in ihrer Entwicklung nicht. Sie konnte weiter ausgezeichnete Kunstwerke hervorbringen, die natürlich trotz aller Bindungen an die alte Tradition völlig neuen Charakters waren, wie es den veränderten Bedingungen der Zeit entsprach. Wie der Glaube über die verstandesmässige Erkenntnis siegte, so wandte sich auch die Kunst vom traditionellen Realismus ab und suchte sich einen neuen Ausdruck.